

(Nachdruck verboten.)

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexø.

Berechtigte Uebersetzung von Mathilde Mann.

„Umsonst ist es wohl nicht, wenn sie auch tot sind,“ stammelte Bjerregrab. „Ich Aermster bin auch nicht zu viel zu gebrauchen, und ich hab keinen, der mir nahe steht. Es geht keinem Lebenden was ab, wenn ich denen, die sterben, das Geleit gebe. — Und außerdem kenne ich sie ja alle und hab ihnen in Gedanken das Geleit gegeben, seit sie geboren wurden,“ fügte er entschuldigend hinzu.

„Wenn Du dann doch wenigstens zum Leichenschmaus eingeladen würdest und was abkriegtest von all dem guten Essen. Dann könnt ich es besser verstehen,“ fuhr der Bäcker fort.

Der armen Wittve, die mit ihren vier kleinen Kindern dasitzt und nicht weiß, wie sie sich ernähren soll, das Essen wegnehmen — nein, das tät ich denn doch nicht. Sie hat 300 Kronen Schulden machen müssen, damit der Mann einen anständigen Leichenschmaus bekommen kommt.“

„Das sollte gefehlich verboten werden,“ sagte Meister Andres, „so eine mit kleinen Kindern hat nicht das Recht, Geld für die Toten wegzuschmeißen.“

„Sie erweist ihrem Ehegatten die letzte Ehre,“ sagte Zeppe tadelnd. „Das ist die Pflicht jeder guten Ehefrau.“

„Natürlich,“ entgegnete Meister Andres — „etwas muß, weiß Gott, getan werden! So wie zum Beispiel drüben auf der anderen Seite der Erde, da wirft sich die Frau auch auf den Scheiterhaufen, wenn der Mann tot ist und verbrannt werden soll.“

Bäcker Jörgen kratzte sich an den Schenkeln und grinste: „Du willst uns wohl 'ne ausgefunkene Lüge aufbinden, Du, Andres — dazu kriegst Du keine Frauensperson, wenn ich das Weibsvolk recht kenne.“

Aber Bjerregrab wußte, daß der junge Meister nicht log, and griff mit seinen dünnen Händen in die Luft hinein, als wollte er sich etwas Unsichtbares vom Leibe halten. „Gott sei Dank, daß man hier auf der Insel auf die Welt gekommen ist,“ sagte er leise. „Hier geschehen doch nur bekannte Dinge, wie verkehrt sie auch sein mögen.“

„Nicht wundert bloß, wo sie woll das Geld hergekriegt hat?“ sagte der Bäcker.

„Das hat sie sich wohl geliehen,“ entgegnete Bjerregrab in einem Ton, als wolle er die Frage damit erledigen.

Zeppe meinte höhnisch: „Wer wollt 'ner armen Steuer-mannswittve wohl dreihundert Kronen leihen, denn könnt man sein Geld ja man lieber gleich ins Wasser werfen.“

Aber Bäcker Jörgen rückte Bjerregrab dicht auf den Leib. „Du hast ihr das Geld gegeben, das hast Du getan; kein anderer Mensch würd' so schafsdämlich sein!“ sagte er drohend.

„Daß mich in Ruh,“ stammelte Bjerregrab, „ich hab Euch nichts getan. Und sie hat einen frohen Tag mitten in all der Trauer.“ Seine Hände zitterten.

„Du bist 'n Kindsvieh!“ sagte Zeppe kurz. „Was denkt Bjerregrab eigentlich, wenn Bjerregrab so dasitzt und in das Grab hineinsieht?“ fragte der junge Meister, um das Gespräch abzulenken.

„Ich denke, nun ziehst Du dahin, wo Du es besser hast als hier!“ sagte der alte Schneider treuherzig.

„Ja, denn Bjerregrab so lgt ja nur bei armen Leuten,“ sagte Zeppe ein wenig höhnisch.

„Ich kann es nicht lassen, ich muß immer denken, wenn er nun angeführt wird,“ fuhr Meister Andres fort. „Wenn er nun dahinkommt und sich zu allerlei gesreut hat — und wenn da denn nichts ist! Darum mag ich auch keine Zeichen sehen.“

„Ja, siehst Du, das ist ja die Sache — wenn da nun nichts nich is?“ Bäcker Jörgen wand seinen dicken Körper. „Denn hier gehen wir herum und bilden uns 'ne ganze Masse ein; aber wenn das Ganze nur Lügen sind!“

„Das ist ja der Geist des Unglaubens,“ sagte Zeppe und stampfte hart auf den Boden.

„Gott bewahre meinen Mund vor Unglauben,“ entgegnete Bäcker Jörgen und strich sich feierlich über das Gesicht, „aber gegen die Gedanken kann man sich wohl nich' gut verwahren. Und was sieht man rund um sich herum? Krankheit und Tod und Halleluja. Wir leben und wir leben, will ich Dir sagen, Bruder Zeppe — und wir leben, um zu leben! Aber ich sag Herrje für die Aermsten, die noch nicht geboren sind.“ Dann versank er in Sinnen, wie gewöhnlich wenn er an Klein-Jörgen dachte, der nicht zur Welt kommen und seinen Namen und das Ebenbild seiner Person annehmen und für ihn weiterführen wollte. Das war nun sein Verlangen, da war nichts zu machen. Und die beiden sangen an, leise zu sprechen, um ihn nicht in seiner Andacht zu stören.

Belle tummelte sich mit allem zwischen Himmel und Erde und hatte seine abstehenden Ohren jedem Wort zugewandt, das fiel, aber wenn die Rede auf den Tod kam, dann gähnte er. Er war selbst nie ernstlich krank gewesen, und seit Mutter Bengta starb, hatte der Tod keinen Eingriff in seine Welt getan — glücklicherweise, denn da hieß es alles oder nichts, Belle hatte nur Vater Lasse. Für Belle existierte der hart-händige Tod gar nicht, er begriff nicht, daß sich die Leute mit der Nase in die Luft hinlegen konnten, soviel wie es hier zu beobachten gab; die Stadt gab schon genug zu tun.

Gleich am ersten Abend jagte er hinaus und suchte die anderen Knaben auf, gerade dahinein, wo der Schwarm am dichtesten war.

Da war nichts, worauf er warten brauchte, Belle war daran gewöhnt, den Stier bei den Hörnern zu fassen, und er sehnte sich danach, sich Geltung zu verschaffen.

„Was für 'ne Göre is' das?“ sagten sie und scharten sich um ihn.

„Ich bin Belle,“ sagte er und stand sicher mitten in der Schar und sah sie alle an. „Ich bin, seit ich acht Jahr alt war, auf Stengarden gewesen, und das ist der größte Hof im Nordland.“ Er hatte die Hände in die Taschen gesteckt und spuckte gleichgültig aus, denn dies war ja noch gar nichts gegen das, was er noch im Hinterhalt hatte.

„Na, denn bist Du ja ein Bauer,“ sagte einer und die anderen lachten. Rud war unter ihnen.

„Ja,“ sagte Belle, „und ich hab versucht zu pflügen und Mengtorn für die Kälber zu mähen.“

Sie blinzelten einander zu. „Bist Du wirklich ein Bauer?“

„Ja woll, bin ich das,“ antwortete Belle verwirrt; sie betonten das Wort auf eine eigene Weise, wie er jetzt bemerkte.

Da brachen sie alle in ein Gelächter aus: „Er gesteht es selbst ein. — Und er ist von dem größten Hof — — er ist der größte Bauer im Lande.“

„Nein, der Bauer, der hieß ja Kongsstrup,“ sagte Belle bescheiden, „ich war nur Girtenjunge.“

Sie brüllten vor Lachen. „Er versteht es nich mal, das is' weiß Gott, der größte Bauernlümmel.“

Belle verlor jedoch den Kopf nicht, er hatte gewichtigeres Geschick, und nun wollte er einen Trumf ausspielen. „Und da auf dem Hof, da war ein Knecht, der hieß Eriß, der war so stark, daß er drei Männer prügeln konnte; aber der Verwalter war noch stärker und der schlug Eriß so, daß er seinen Verstand verlor!“

„So? Wie hat er das denn angefangen? Kann man einen Bauer denn so schlagen, daß er seinen Verstand verliert? Wer hat Dich denn so geschlagen?“ Die Fragen regneten auf ihn herab.

Belle rückte dem, der die letzte Frage gestellt hatte, auf den Leib und bohrte die Augen in die seinen hinein. Aber der Bengel wich zurück. „Nimm Demen guten Anzug in Acht,“ rief er lachend, „und zerknüll' Deine Manschetten nicht.“

Belle hatte eine reingewaschene blaue Hemdbluse unter der Jacke, Hals und Handbund dienten als Kragen und Manschetten; er wußte ganz genau, daß er rein und fein war, und nun bissen sie sich gerade darin fest.

„Und was fikt'n Paar Elbkähne er an hat, Herr du meines Lebens, die decken ja den halben Hasenplatz zu.“ Das waren Kongstrups Schuhe, Belle hatte mit sich gekämpft, ehe er sie an einem Werktagabend angezogen hatte.

„Wann hast Du Umzugstag gefeiert?“ fragte ein dritter, Das war eine Anspielung auf Belles dicke, rote Wangen.

Jetzt war er kurz daran, aus der Haut zu fahren, er ließ die Augen suchend umherschweifen, ob da nicht irgend-etwas war, womit er um sich schlagen konnte; denn dies endete ja unfehlbar mit einem Kampf gegen die ganze Schar. Nun, Belle hatte schon früher alle gegen sich gehabt.

„Aber dann trat ein langer, dünner Bursche vor. „Gast Du 'ne hübsche Schwester?“ fragte er.

„Ich habe gar keine Geschwister,“ antwortete Belle kurz angebunden.

„Das ist ja schade. Kannst Du denn Verstecken spielen?“

Ja, darauf verstand Belle sich.

„Na also, das kannst Du doch!“ Der Lange schob ihm die Mütze über die Augen und drehte ihn mit dem Gesicht nach dem Bretterzaun herum. „Du zählst bis hundert und keine Mogelei, das will ich Dir man sagen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Molle, das Greenhorn.

Eine wirklich amerikanische Geschichte von Wilhelm Cramer.

Molle war natürlich ein Idealist, das heißt er gehörte zu jener Bedauernswerten, aber Gott sei Dank im Aussterben begriffenen Menschenklasse, die sich bei ihren Freunden und Bekannten durch anständiges, bescheidenes Wesen, durch wirkliche Bildung und Kenntnisse allgemein unbeliebt macht, die sich sogar im geschäftlichen Leben einer gewissen Ehrlichkeit und Solidität befleißigt und dadurch gar bald Erstaunen und Mißtrauen hervorrufen. Er wußte noch nicht, daß die wirklich tüchtigen und vernünftigen Leute sich immer durch eine grundsätzliche Abneigung gegen jede persönliche Anstrengung, gegen jede übertriebene geistige Tätigkeit ausgezeichnet haben, daß sie höchstens die Arbeit der anderen zu schätzen und natürlich auszunutzen wissen und sich im übrigen darauf beschränken, stets die best-bezahlten und wichtigsten Plätze zu haben.

Molle also, dem die Anständigkeit, die Ehrlichkeit und der Fleiß auf dem Gesicht geschrieben stand, und den man deshalb schon bei uns in Deutschland sorgfältig von jeder besseren Gesellschaft fernhielt, Molle glaubte in seiner jugendlichen Harmlosigkeit, als er nach Amerika kam, er würde es in diesem Lande durch solche schönen Eigenschaften schon zu etwas bringen. Nachher war er nun sehr erstaunt, weil kein Mensch für seine Tüchtigkeit auch nur einen Cent geben wollte, und weil der einzige, der sich vorübergehend für ihn interessierte, ein Gauner war, der ihn fast um sein ganzes Geld brachte.

Vergebens war er umhergelaufen, hatte sich zu jeder Arbeit erbaten, hatte Empfehlungsschreiben abgegeben. Irgend etwas bei ihm mußte nicht richtig sein, denn die Leute sahen ihn erstaunt und mitteilend lächelnd an und gingen dann kopfschüttelnd wieder an ihre Arbeit, indem sie ihn einfach stehen ließen.

Molle war eben das geborene ewige Greenhorn, und wer weiß, wie schlimm es ihm noch ergangen wäre, hätte ihn nicht ein kluger alter Onkel durch eine kurze und energische Gewaltkur zum Amerikaner gemacht.

Aber gerade der Onkel Tobias war der einzige, den Molle noch nicht aufgesucht hatte, und das konnte man ihm bei seinen strengen ethischen Grundföhen auch wirklich nicht verübeln, wenn man die Art betrachtete, in der der Onkel sein Geschäft betrieb. Der alte Tobias, der jahrelang abwechselnd Schweinehändler und Mormonenprediger gewesen war, hatte nämlich jetzt eine Patentmedizin erfunden, das Tobiolin, für das er eine riesige, aber wie es schien sehr lohnende Reklame machte, denn alle Welt, Kinder und Erwachsene, Arbeiter und Modedamen, Sanitätsräte und Analphabeten nahmen dieses Universalmittel ein.

Tobiolin half aber auch wirklich gegen alles, wenn man den Reklamen glaubte. Es heilte Auszehrung und Dialebigkeit, Verstopfung und Durchfall. Innerlich genommen war es mild wie Öl, äußerlich mußte man es stark mit Wasser verdünnen, weil es sonst die Haut bis auf die Knochen durchgebrannt hätte. Ein halbes Lot davon genügte, um zehntausend Ratten zu vergiften und Millionen Wangen einem schmerzlichen Tode zu überliefern, täglich literweise genossen aber war es ein beliebtes und bewährtes Kindermittel. Es vertrieb die Kahlköpfigkeit ebenso leicht wie den lästigen Bartwuchs bei Frauen, man konnte es zum Bähneputzen, zum Entfernen von Warzen und Hühneraugen und als Wusennährmittel benutzen. Tobiolin schmeckte süß wie Zucker, und die Hausfrauen legten Seringe darin ein, so sauer war es.

Molle schämte sich jedesmal, wenn er eine solche Reklame las. Er dachte an die Tausende, die unfehlbar durch die Medizin in ihrer Gesundheit ruiniert werden mußten, und sah schon den Onkel als Massenmörder auf dem elektrischen Hinrichtungsstuhl. Aber die amerikanischen Mägen waren wohl an solche schwere Kost gewöhnt, denn kein Mensch beschwerte sich je darüber, kein Baby und

kein Sanitätsrat starb daran, und keinem Staatsanwalt fiel es jemals ein, Anklage zu erheben.

Ja, und zu diesem Onkel Tobias entschloß sich Molle jetzt endlich hinzugehen, nachdem er seinen letzten Dollar ausgegeben hatte. Nur die äußerste Verzweiflung trieb ihn zu diesem unwürdigen Schritt.

Der Onkel sah sich seinen Neffen, der ihm seine ganze Geschichte erzählte, aufmerksam an und lächelte. Dann packte er ihn, ohne ein Wort zu sagen, beim Kragen und schleppte ihn über die Straße in ein schmieriges Kellerlokal, wo alte Kleider, Stiefel und sonstiges Gerümpel an den Decken hing und jeden Winkel anfüllte.

„Das erste ist ein anständiger Anzug!“ sagte der Onkel, und Molle wurde trotz lebhaftem Widerstreben vom Kopf bis zum Fuß „neu“ eingekleidet. Er bekam ein knallrotes Oberhemd, Strümpfe mit eingewebten Flamingos, einen Anzug, der augenscheinlich aus abgelegten Kotosläufern fabriziert war — aber vorne und hinten hatte er Bügelfalten; eine Kravatte, wie man sie in Berlin polnischen Landarbeitern bei Einkäufen gratis zugibt — hier war sie die neueste Mode; ein Paar Schuhe, die ausfähen wie Zigarrenkisten, und schließlich einen Hut, der die Physiognomie Molles bedenklich ins Pathologisch-Kriminelle veränderte.

Aber der Onkel nickte befriedigt. „Die alten Sachen lassen wir hier, die sind doch das Mitnehmen nicht wert!“ sagte er verächtlich, und Molle sah mit Schaudern, wie sein feiner englischer Anzug in eine Ede zu alten Lumpen geworfen wurde.

Dann ging es zu einem Barbier, der den bereits Willenlosen einer ganz gründlichen Prozedur unterwarf. Als Molle sich nach einer halben Stunde erhob, war er ein anderer Mensch geworden. Er besah sich im Spiegel und konnte auch nicht eine Spur von Ähnlichkeit mit seinem früheren Ich entdecken. Der elegische deutsche Schnurrbart war spurlos verschwunden, fettglänzende Konyloden bedeckten die Stirn, während durch den hochausfarierten Nacken der Effekt einer Perücke täuschend erreicht war. Dazu hatte ihm noch der Barbier eine halbe Flasche Parfüm über den Leib gegossen, offenbar ein ganz neues, echt amerikanisches Erzeugnis, denn der Geruch war unerträglich.

„So,“ sagte der Onkel, als sie wieder auf der Straße standen, „jetzt kannst Du Dich überall sehen lassen. Um acht Uhr hole ich Dich in Deiner Wohnung ab, ich habe inzwischen noch was zu besorgen.“

Damit gab er dem armen Neffen plötzlich und unbermutet einen gewaltigen Fausthieb mitten ins Gesicht, gerade zwischen die beiden Augen, und ohne sich um den Zuriptaumelnden irgend-wie zu bekümmern, sprang er auf die nächste Trambahn und fuhr davon.

Es ist nicht zu sagen, wie Molle sich nach Hause schlich. Offenbar war das Ganze nichts als ein niederträchtiger Streich des Alten, der aus reiner perverser Lust am Grausamen ihn so zugerichtet hatte. Molle wagte nicht, einen Menschen auch nur anzusehen, und die angeschwollenen, blauangelaufenen Augen schmerzten ihn gewaltig.

Aber, was war das — grüßte ihn da nicht ein Bekannter, der ihn sonst kaum beachtet hatte, sehr freundlich? Offenbarer Hohn, dachte Molle. Und als ihn plötzlich ein Ladenbesitzer, der ihn noch vor drei Tagen abgewiesen hatte, hereinrief und ihm eine Stellung anbot, war er sogar im ersten Moment geneigt, sich wegen einer solchen Verpottung an dem Manne zu vergeifen. Aber dann merkte er, daß der Vorschlag ernst gemeint war, und versprach, am nächsten Tag sich einzufinden.

Zu Hause traf er seine Birtin, die ihn überrascht anstarrte und ihn dann um Verzeihung bat, weil sie am Morgen so grob geworden sei. Wenn er auch die Miete für die vorige Woche noch nicht bezahlt hätte, bei einem so feinen Mieter könnte sie ruhig warten. Und dann fragte sie ihn, ob er nicht ihre Tochter Ethel begrüßen wollte, das Mädchen interessierte sich so sehr für ihn.

Molle war mehr als erstaunt, er war einfach weg, denn die schöne Ethel hatte ihm bisher stets eine ausgesprochene Mißachtung gezeigt. Aber jetzt war sie auf einmal wie umgewandelt und wurde so liebenswürdig gegen ihn, daß man sich durchaus nicht wundern darf, wenn er noch immer bei ihr saß, als es acht Uhr war und der Onkel kam, um ihn abzuholen.

Erst draußen auf der Straße fiel Molle sein schändliches Kostüm und das blaue Auge wieder ein, bei Ethel hatte er es ganz vergessen.

„Ich kann doch nicht so zu den Leuten gehen!“ meinte er ganz entsetzt.

„Mein lieber Junge,“ sagte der Onkel Tobias väterlich, „jeder zweite Mann hier in Amerika hat ein blaues oder ausgelaufenes Auge, eine breitgeschlagene Nase und ist stolz darauf. Ich selbst habe meinen ersten großen Erfolg im Geschäftsleben nur dem Umstand zu verdanken gehabt, daß mich einmal des Nachts ein betrunkenen Policeman mit seinem Knüttel in ein Brad verwandelte. Drei Monate lief ich in Bandagen herum und stößte dadurch allen Bekannten eine unbegrenzte Hochachtung und Bewunderung ein. Und nun komm mit, ich will Dich dem Neffen des Präsidenten Taft vorstellen. Er ist mir dankbar, weil ich seine Schwiegermutter bis zu ihrem Tode mit Tobiolin behandelt habe, und er wird Dir einen Posten im Vestchungsdepartement verschaffen.“

Molles Erfolg in Onkel Tobias Klub war ein unbestrittener. Nicht nur der moderne, amerikanische Anzug, sondern auch vor allem das doppelte blaue Auge überzeugten jeden von der Tüchtigkeit des jungen Mannes. Molle stieg, dank den weiteren weiten

Katfchlägen seines Onkels, von Stufe zu Stufe, aber wenn man den vielfachen Millionär heute nach dem Geheimnis seines Erfolges fragt, dann lächelt er nur. Es war ja so einfach!

(Nachdruck verboten.)

Der Rückgang der Nordsee- fischerei.

Von Dr. Ludwig Staby, Berlin.

Wohl kaum ein anderes Nahrungsmittel ist auf dem Marke solchen Preisschwankungen unterworfen wie die Seefische, die fast täglich verschiedene Preise notieren, je nachdem die eingehenden Fangresultate sind Jahreszeit, Wetter und See von ausschlaggebender Bedeutung; wozu noch die Geschicklichkeit und Kenntnis des betreffenden Kapitäns des Fangschiffes kommen; im großen und ganzen gleichen sich aber die Fänge der einzelnen Schiffe im Laufe eines Jahres ziemlich aus. Leider ist dabei eine betrübende Tatsache zu konstatieren, nämlich die, daß die Gesamtfänge sowohl nach Quantität als auch besonders nach Qualität von Jahr zu Jahr geringer werden, daß, mit anderen Worten, die Fischbestände in stetiger Abnahme begriffen sind. Für die Küsten- und Inselgebiete der Nordsee ist diese Tatsache für die Fischerbevölkerung bereits zu einer Katastrophe geworden, die die alten Fischergenerationen gezwungen hat, in anderen Gewerben und Beschäftigungen ihr Brot zu verdienen, da die Fischerei nicht mehr imstande ist, auch nur einen erheblichen Teil der Bevölkerung zu ernähren. Woher kommt nun diese Abnahme des Fischbestandes? Wir wollen den Gründen für diese volkswirtschaftlich außerordentlich wichtige Tatsache nachgehen, wobei ich bemerke, daß von diesen Untersuchungen die Heringsfischerei ausgeschlossen ist, da darüber ausreichendes Material noch nicht vorliegt.

Ist die Hochseefischerei in den letzten Jahrzehnten eine andere geworden gegen früher? Diese Frage muß unbedingt bejaht werden. Die Hochseefischerei hat sich in den letzten zwanzig Jahren aus kleinen Anfängen zu einer gewaltigen Großindustrie entwickelt, die noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Das Handwerkszeug dieser Großindustrie ist der Fischdampfer: er allein vermag in wenig Tagen mit dem Grundschleppnetz eine Menge Fische zu fangen und rasch an den Markt zu bringen. Sehen wir uns nun die Entwicklung der deutschen Fischdampferflotte, die sich heute noch in rascher Vergrößerung befindet, etwas näher an! Im Jahre 1886 hatte die deutsche Hochseefischerei einen einzigen Dampfer von 235 Kubikmetern, außerdem 376 Segelschiffe mit 30 000 Kubikmetern. Im Jahre 1905 verfügte die deutsche Hochseefischerei über 130 Dampfer mit circa 60 000 Kubikmetern Tonnage und über 450 Segelschiffe mit 50 000 Kubikmetern. In noch nicht zwanzig Jahren hat die Dampferflotte also die gesamten Segelschiffe bei weitem überflügelt; sie wird das in den nächsten Jahren noch viel ausgiebiger tun, denn durch die Fortschritte in der Ausrüstung, Fanggeräte und in der Konservierungsmethode, so dann auch durch die Ersparnis von Mannschaften, raschem Transport der Ware ist der Fischdampfer dem Segelschiff ganz außerordentlich überlegen; seine Rentabilität ist viel höher, und daher wird die Hochseefischerei schließlich vollständig zu einer Großindustrie werden müssen. Mit diesem Fortschreiten der Dampfervermehrung hat sich auch der Ertrag der Hochseefischerei ganz gewaltig gehoben, er ist nicht mehr in Vergleich zu ziehen gegen die Erträge von vor zwanzig Jahren: betrug er doch in den letzten Jahren durchschnittlich jährlich 12 Millionen Mark. In noch viel bedeutenderem Maße als in Deutschland hat sich die Fischdampferflotte in England entwickelt; England besitzt eine Flotte von weit über 1500 Fischdampfern.

Wie hat nun diese Menge der Fischdampfer auf den Fang in der Nordsee eingewirkt? Um das einigermaßen beurteilen zu können, war es nötig, die Fänge einer Reihe von Dampfern all die Jahre hindurch zu verfolgen, und dabei haben sich interessante Resultate ergeben. Vor allem waren die Fangresultate der einzelnen Dampfer in demselben Jahre ziemlich gleich, so daß der Durchschnitt des Gesamtfangs einer Anzahl Dampfer dem durchschnittlichen Fang jedes einzelnen Schiffes ziemlich nahe kommt. Ich will nun die Fänge der Schiffe vor ungefähr 20 Jahren und jetzt angeben, wobei ich bemerke, daß das Jahr jedesmal 250 Fangtage umfaßt.

Im Jahre 1893 erbeutete ein Fischdampfer in der Nordsee durchschnittlich 6425 Körbe Fische, also pro Tag 25,5 Körbe; im Jahre 1895 betrug die Ausbeute 6060 Körbe, also pro Tag 24; im Jahre 1898 5771 Körbe, also pro Fangtag 23 Körbe. Wir können hier schon eine stetige Abnahme konstatieren. Wie war es aber circa 10 Jahre später? Im Jahre 1904 fingen die Dampfer durchschnittlich 3500 Körbe, also pro Tag 14; im Jahre 1906 3227 Körbe, also pro Tag 13 Körbe. Wenn auch infolge der Dampfervermehrung im letzten Jahrzehnt die Anfuhr der Fische an den Markt bedeutend gestiegen ist, so beweisen doch die Zahlen auf das schlagendste, daß die Ausbeute des einzelnen Dampfers sich bedeutend verringert hat, trotz der verbesserten Fanggeräte und Apparate. Wenn wir nun die Qualität der Fische betrachten, so ergibt sich folgendes Bild. Im Jahre 1895 wurden gefangen 1460 Körbe große, 1740 Körbe kleine Schellfische; ähnlich war das Verhältnis in den

folgenden Jahren. Aber wie war es später? Im Jahre 1905 wurden 370 Körbe große und 1000 Körbe kleine Schellfische gefangen, während also im Jahre 1895 auf jeden Korb großen Schellfisch nur 1/4 kleine kamen im Fang, hatte sich in zehn Jahren das Verhältnis so weit verschoben, daß auf einen Korb große drei Körbe kleine Schellfische kamen. Während also 1895 fast ebensoviele große wie kleine Schellfische gefangen wurden, wurden 1905 dreimal soviel kleine als große gefangen; und dies Verhältnis hat sich in den letzten Jahren noch verschlechtert.

Bei dem Kabeljau ist ähnliches zu konstatieren. Während 1895 auf einen Korb große ein Vierteltorb kleine kamen, war 1905 das Verhältnis wie 1 : 1/2; es wurden also halb so viel kleine wie große Kabeljaus gefangen, während heute schon ebensoviele kleine wie große gefangen werden. Was nun die anderen Fische betrifft, so wurden durchschnittlich an einem Fangtag gefangen im Jahre 1895 3 Körbe Schollen, 5 Stück Steinbutt und 8 Stück Seezungen, im Jahre 1905 dagegen 1 Korb Schollen, 1 Stück Steinbutt und 4 Seezungen, und jetzt ist die Anzahl der Schollen und Butten noch geringer geworden. Während im Jahre 1895 bis 1894 noch 8 resp. 3 Stück Stör im Jahre gefangen wurden, verzeichnet der Durchschnitt der Jahre von 1900 ab keinen Stör mehr; es wird hier und da noch einmal einer als große Seltenheit von einem Dampfer erbeutet. Wir sehen also, daß auch diese Fischarten an Quantität gewaltig abgenommen haben.

Worauf ist nun diese Abnahme in Quantität und Qualität zurückzuführen? Veranschlagen wir die Anzahl der Fischdampfer aller Nationen, die dem Fischfang in der Nordsee obliegen, nur auf tausend, was bei der Zahl der englischen Dampfer sehr niedrig gegriffen ist, und nehmen wir an, daß jeder Dampfer jährlich 6000 Zentner Fische der See entnimmt, was auch ein bescheidener Satz ist, so ergibt sich, daß jährlich von den Fischdampfern allein der Nordsee fünf Millionen Zentner Fische entnommen werden. Rechnen wir nun auf den Zentner 50 Stück Fische, was im Durchschnitt gewiß sehr vorsichtig angenommen ist, so ergibt sich, daß die Fischdampfer jährlich circa 250 Millionen Fische der Nordsee entnehmen. Daß diese enorme jährliche Abfuhr selbst auf ein so großes Gebiet, wie es die Nordsee darstellt, von großem Einfluß ist, wird jedem erklärlich erscheinen, um so mehr, als die Fischerei nicht überall in der See ausgeübt werden werden kann, sondern nur auf bestimmten Fischgründen, die eine nicht zu große Tiefe aufweisen. Die natürliche Folge dieser Fischerei ist daher erstens eine Abnahme der Gewichtsmenge der Fische und zweitens die Tatsache, daß immer weniger große Fische gefangen werden, daß die Zahl der kleinen, nicht ausgewachsenen Fische immer mehr überwiegt. Die Fische haben keine Zeit mehr, zu ihrer normalen Größe anzuwachsen, sie werden zum größten Teil in unausgewachsenem Jugendzustand gefangen, und darin liegt der gewaltige Nachteil der jetzigen Fischerei, der von unabsehbaren Folgen sein wird, wenn das so weitergeht. Die Nordsee wird auf diese Weise trotz der enormen Produktionskraft des Meeres ausgefischt oder doch sehr an Ertrag verringert werden; was im Interesse der Ernährung der Gesamtbevölkerung des Landes sehr zu beklagen wäre; denn der nahrhafte Seefisch muß immer mehr Nahrungsmittel werden, und zwar ein billiges. Wird aber mit stetiger Abnahme der Fänge naturgemäß der Preis ein höherer, dann hören die Seefische auf, als Nahrungsmittel eine Rolle zu spielen, die Ernährung weiter Volkskreise würde also herabgedrückt, denn teures Fleisch kann als Ersatz gar nicht in Betracht kommen. Die Volksernährung wird daher minderwertiger, ein die Kraft und den Aufschwung eines Volkes sehr schädigender Zustand.

Wir dürfen uns diesen bedrohlichen Tatsachen nicht verschließen und es ist die Pflicht der beteiligten Nationen, für Abhilfe zu sorgen, solange es noch Zeit ist. Soll etwas geschehen, so muß der Kern der Sache getroffen werden, und das ist meiner Ansicht nach nur möglich, wenn in der Nordsee Schonzeiten und Schonreviere eingerichtet werden. Auf Grund internationaler Vereinbarungen der beteiligten Mächte, also aller an die Nordsee stoßenden Staaten, müßten bestimmte Fischgründe der Nordsee auf die Dauer von vielleicht fünf Jahren als Schonreviere erklärt und das Befischen bei strenger Strafe verboten werden. Im Laufe dieser fünf Schonjahre haben die Fische hinlänglich Zeit, sich nicht nur in entsprechender Masse zu vermehren, sondern auch zu einer Normalgröße anzuwachsen, die ihren Fang ergiebig und lohnend macht. Nach Ablauf der Schonzeit werden die Reviere zum Fang freigegeben, und die anderen, bisher der Befischung offenen Gründe treten jetzt in die fünfjährige Schonzeit ein. Dieser wechselnde Turnus von je fünf Jahren wird beibehalten, und auf diese Weise wird es sicher ermöglicht, daß die Nordsee nicht verarmt, sondern daß sie stets einen großen, ziemlich gleichbleibenden Beitrag an guten Fischen den beteiligten Nationen liefert. Sollte nicht die Zerteilung, sondern die Dreiteilung der Nordsee in Fisch- und Schonreviere für vorteilhafter gehalten werden mit vielleicht dreijährigem Wechsel, so stände auch dem nichts entgegen; das käme nur auf die internationalen Abmachungen an. Die Durchführung dieser Maßnahme ist ebenfalls nicht schwer; die jetzt schon zum Schutze der Hochseefischerei von allen Nationen in Dienst gestellten Kanonen- und Torpedoboote würden genügen, um die Respektierung der Schongebiete durchzusetzen, um so mehr, wenn das geschwibdrige Fischen auf den Schonrevieren empfindlich bestraft würde. Es ist selbstverständlich, daß diesem Fischereiverbot nur Schiffe unterliegen würden, die, wie die Fischdampfer, mit dem Grundschlepp-

(Nachdruck verboten.)

Schädigt der Efeu das Mauerwerk?

In den Tagen, da der Ruf nach Heimlichkeit immer lauter wird, möchte man auch so manchem alten Gebäude aus Efeu bestehendes Mauerwerk erhalten wissen. Dem wird nun von manchen Seiten entgegengehalten, daß der Efeu als Wandbekleidung so mancherlei Gefahren für das Gebäude mit sich bringt. Man wendet ein, der dicke Efeubelag bietet allerlei ungezieferwillkommenen Unterschlupf, namentlich Mäuse allerseits gern darin, manchmal gar Ratten, die nun in das Gebäude eindringen können. Der Efeu soll Feuchtigkeit in das Mauerwerk bringen oder verhindern, daß an und für sich feuchte Wände von der Luft ausgetrocknet werden können. Ja, selbst für ein Zerpringen von Mauerwerk wird der Efeu verantwortlich gemacht, indem ihm nachgesagt wird, daß er mit seinen Wurzeln Nissen schafft, in diese eindringt und sie mit dem Stärkerwerden der Wurzeln vergrößert; der Efeu soll den Verputz des Mauerwerks und das Bindungsmittel der Steine zersetzen und für sich zur Ernährung verbrauchen. Auch der im Efeuzweig sich ansammelnde Urrot, Tierexkremente, faulende Blätter usw. sollen im Verwehen eine Gefahr für das Haus bedeuten. Für all diese Einwände, die gegen den Efeu als Wandbekleidung sprechen, hat man Beweise alsbald zur Hand.

Es entsteht nun die Frage, ist der Efeu wirklich so schädigend, daß dem von ihm bekleideten Mauerwerk tatsächlich so großer Nachteil erwächst, daß die Beseitigung des Efeus wünschenswert erscheint. Schon der Umstand, daß an so manchem alten Gemäuer Efeu seit vielen Jahrzehnten, manchmal seit mehr denn 100 Jahren gebuddelt wird, ohne daß irgendwelche nachteilige Einwirkungen des Efeus augenscheinlich werden, spricht dafür, daß man den Efeu nicht so ohne weiteres vermerken darf. Immerhin müssen die gegen den Efeu erhobenen Einwände sorgfältig geprüft werden. Dabei stellt sich dann heraus, daß manche der Einwände zu Recht bestehen. Allein, die Prüfung ergibt dabei gleichzeitig, daß nicht der Efeu der ursächliche Schädiger ist, sondern daß besondere Umstände es dem Efeu erst möglich machen, Schaden anzurichten.

Am größten erscheint die Gefahr dort, wo der Efeu als Sprenger des Mauerwerks sich betätigt. Dieses ist jedoch nur da möglich, wo vorhandene Nisse im Mauerwerk dem Efeu das Eindringen gestattet, oder wo infolge schlechten Bindematerials (Mörtel, Lehm usw.) es dem Efeu leicht gemacht wurde, das Bindematerial zu zerstören und so selbst Fugen zu schaffen. Sind erst dergleichen Nissen vorhanden, so sammelt sich hier leicht Humus an, in den hinein der Efeu gern echte Erdwurzeln treibt, deren Sprengwirkung nicht abzuleugnen ist. Die sonst an dem Efeu entstehenden Haftwurzeln, die der Pflanze das Emporklettern erlauben, üben jedoch keinerlei Sprengung aus, da sie gar nicht in das Mauerwerk eindringen, sondern sich nur an der Oberfläche festsaugen. In Holzwerk vermag der Efeu, namentlich wenn er über horizontal liegendes Kletter, recht leicht einzudringen, da das Holz nicht den Widerstand leisten kann, wie das Mauerwerk.

Andererseits fehlt es nicht an Beispielen, die nicht nur die absolute Unschädlichkeit des Efeus belegen, sondern sogar dartun, daß der Efeu dem Mauerwerk ein nützlicher Belag sein kann. So hat man an der runden Bastei in der Nürnberger Stadtmauer, an der vor etlichen Jahren ein Jahrhundert alter Efeu entfernt wurde, Gelegenheit, zu beobachten, wie das Mauerwerk (es ist leicht verwitternder Keuperfaßstein) dort gut erhalten ist, wo der Efeu gesessen hat, während die nicht von der Pflanze beklebten Stellen stark verwittert aussahen. An anderen ähnlichen Beispielen ist kein Mangel. Auch darüber hat man zahlreiche Beobachtungen gesammelt, daß dichter Efeubelag an der Wetterseite der Häuser die Wände selbst gegen stärksten Schlagregen und gegen Raufrost schützt, und daß mit Efeu bewachsene Wände, die an und für sich feucht waren, um so mehr austrockneten, je mehr sich der Efeu ausbreitete.

Wie die angezogenen Beispiele ergeben, liegt gewiß kein Grund vor, den Efeu als Wandbelag im Prinzip zu verwerfen. Unter sachgemäßer Beobachtung seines Wachstums muß es leicht möglich sein, etwa drohenden Gefahren rechtzeitig vorzubeugen. Und so bleibt zu wünschen, daß uns der Efeu, wenn anders er es überhaupt verdient, an allem Gemäuer gleichfalls erhalten bleibt.

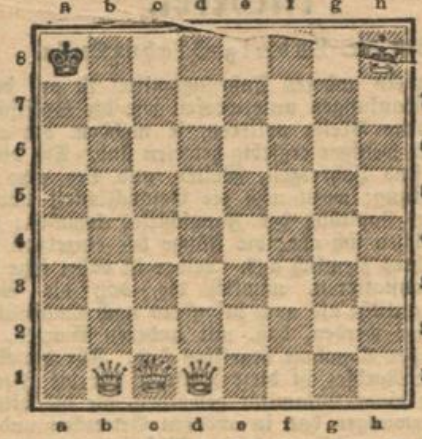
Schach.

Unter Leitung von S. Mapin.

Schachnachrichten. Im Arbeiter-Schachklub von Frankfurt am Main hielt S. Mapin einen Vortrag über das Wesen des Schachspiels. Den Reiz, den das Schach auf das Intellektuell-denkungsfreudiger Personen ausübt, erklärte der Vortrager durch die etwas lähne Behauptung, fast sämtliche Kategorien des menschlichen Trachtens und Empfindens fänden in schematischer Form den Ausdruck ihrer Quintessenz im Schach dargestellt. Zur Illustration dieser These stellte der Vortragende beispielweise folgende Liste von Antithesen auf, die beim Schachspiel handgreiflich ausgeprägt sind: 1. Risiko — Vorsicht, 2. List — Naivität, 3. Offenherzig-

keit — Tücke, 4. Harmlosigkeit — Gift, 5. Stumpfheit — Phantasie, 6. Unternehmungsgest — Venglichkeit, 7. Ueberführung — Langewierigkeit, 8. Friedfertigkeit — Kampfeslust, 9. Nachgiebigkeit — Trotz, 10. Nüchternheit — Schwung, 11. Uebermut — Zweifel an sich selbst, 12. Optimismus — Pessimismus, 13. Energie — Fatalismus, 14. Fleiß — Faulheit usw. Den Lesern sei es überlassen, die Liste fortzusetzen.

Bedingungsaufgabe von M. Enfor.



Weiß am Zuge erzwingt Matt, indem er seine Damen nur auf der ersten Horizontale bewegen darf.

(Lösung: 1. Dd1, Ka7; 2. Dh1, Ka6; 3. Dh1, Ka5; 4. Dd1, Ka4; 5. Dd1, Ka3; 6. Dd1, Ka2; 7. Dd1, Ka1; 8. Dd1, Ka1.)

Rieserichtigambit.

Korrespondenzpartie im Niccambitturnier gespielt. (Wohl eine der feinsten Partien, die je gespielt worden sind.)

- Schachklub von Marfelle. Weiß. Schwarz.
1. e2-e4 e7-e5
 2. f2-f4 e5xf4
 3. Sg1-f3 g7-g5
 4. h2-h4! g5-g4
 5. Sf3-e5!
 6. Lf1-c4 d7-d5
 7. e4xd5 Lf8-d6
 8. 0-0

Das „Algaierambit“ 5. Sg5! ist am vorzüglichsten mit 5. d5!; 6. exd5, Le7 nebst event. h7-h6 und Lxh4! zc. zu verteidigen.

9. Tf1-e1 Dd8-e7
10. c2-c3 f4-f3
11. d4, Dxc4; 12. Txc5, Ka5; 13. Lxh4 zc. Weiß hat starken Angriff. 3. 9.: 13. Sxd5?; 14. Lg5, d6; 15. Txd5, Dxd5; 16. Lxh4 nebst Lxh8.

Auf 10. Sh5, 11. d4, Sd7, was in letzter Zeit als das Stärkste gilt, folgt 12. Dxc4, Sd6; 13. De2, Sg4; 14. Dxc5, Sxc5; 15. Txc5 zc. Auch hier ist klarer Gewinn für Schwarz nicht nachweisbar.

11. d2-d4 Sf6-e4
12. Te1xe4 Le5-h2
13. Kg1xb2 De7xe4
14. Le1-g5!
15. Kh2-h1! f7-f6
16. Sb1-d2!
16. Lxh6?, f7 nebst 34.
16. f3xc2!

Trotz anscheinender Gefahr ist dies stärker als 14. g3, 0-0; 15. Lf4, b5! zc. zugunsten von Schwarz.

17. Kh1-g1 De4-f5
18. Dd1-e2! Ke8-d8
19. Lg5-e3 Th8-e8
20. Droht Txc3 nebst Dh3.
21. De2xc2 Dh5-h3
22. Sd2-f1 Le8-f5
22. f5?; 23. Dd2, Tg8; 24. Lf4, Tg4; 25. De3 zc.
23. Dg2xc3 Dh4xc3
24. Sf1xc3 Lf5-g6
25. a2-a4!

Wohl der einzige Zug, der Remis-Aussichten ermöglicht, weil er die Entwicklung des Sb8 (bzgl. Ta8) stört.

25. Sb8-d7
26. a4-a5! a7-a6
27. Kg1-f2 Kd8-c8
28. Tel-h1!
28. b7-b6
29. b2-b4 Ke8-b7
30. d5-d6! b6xa5
31. b4xa5 c7xd6
31. c6; 32. Le2 nebst Lf3 wäre für Schwarz sehr gefährlich.
32. Le4-d5 Kb7-c7
33. Ld5xa8 Te8xa8
34. Le3-f4 Ta8-f8!
35. Kf2-g2!
35. Schwarz drohte Se5!
36. Kg2-f2!
36. e4?, Le4! zc. zugunsten von Schwarz.
36. Te8-f8
37. Kf2-g2! Tf8-e8
38. Kg2-f2 Remis.

Wieder der einzige Zug! 3. 9.: 28. Ta1?, f5! (droht Sf6); 29. Lg5, h6!; 30. Lh4, Sf8 nebst Sf8-h7-g5 und gewinnt.

37. Tb8; 38. Te1, Tb7; 39. Kf3, Tb8; 40. Te3, Ta3; 41. c4, Txc3; 41. Kxc3, Ke6; 42. Se4, d5; 43. exd5, Kxd5; 44. Se5, Sxc5; 45. dxc5, Kxc5; 46. Lg3, Kb5; 47. Le1 nebst Kf4 Remis.)